

# Das Festspiel : ein antimodernes Produkt der Moderne

Autor(en): **Kreis, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Theaterjahrbuch = Annuaire suisse du théâtre**

Band (Jahr): **49 (1988)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-986684>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Das Festspiel – ein antimodernes Produkt der Moderne

Georg Kreis

Festspiele sind in der Regel Historienspiele. Der folgende Beitrag geht von dieser einfachen Feststellung aus und versucht zu erklären, warum das so ist<sup>1</sup>. Die Vergangenheitsorientierung könnte man freilich schnell mit einer weiteren Feststellung zu erklären versuchen: dass nämlich Festspiele in der Regel Jubiläumsspiele sind, dass sie eben zur Vergegenwärtigung bestimmter historischer Vorgänge verfasst und aufgeführt werden. In der Tat: Festspiele sind zumeist Geburtstagsspiele, ob sie nun die Gründung einer Stadt<sup>2</sup>, eines Vereins<sup>3</sup>, eines Bundes<sup>4</sup>, einer Firma<sup>5</sup> oder das Überstehen bestimmter Schlachten (als Gründungsmomente kollektiver Heldentaten) feiern.<sup>6</sup> Diese Erklärung führt jedoch nur zu einer Verschiebung der Fragestellung, sie führt uns aber zur zentralen Frage nach den Ursachen dieses allgemeinen Erinnerungsbedürfnisses und nach den Funktionen dieses vielfältigen Erinnerungskultes. Und vor dieser Frage nimmt das Festspiel keine Sonderstellung ein, es ist ein Medium neben anderen und lebt zum Teil von diesen anderen Medien: von der Architektur, den Denkmälern und Museen, der Malerei und ihren Reproduktionen, der Literatur und dem Liedgut. Wir können die Frage nach dem Erinnerungsbedürfnis anthropologisch, das heisst mit einem Hinweis auf das bestehende Grundbedürfnis des Menschen nach ritualisierter Pflege der Vergangenheit erklären. Ein solches Bedürfnis mag permanent gegeben sein. Wir können aber gerade an der Geschichte des Festspiels leicht feststellen, dass es nicht zu jeder Zeit gleich intensiv ist. Fragen wir uns nach den Faktoren, welche zu einer Intensivierung des Festspielkultes führen, sollten wir auch eine Antwort auf die Frage nach der Funktion dieses Kultes erhalten. Darum sei zunächst vor allem von der Zeit die Rede, die nach übereinstimmender Meinung als die hohe Zeit der Festspielkultur bezeichnet wird: die Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts.<sup>7</sup>

Bevor wir die aufgeworfenen Fragen weiterverfolgen, soll zunächst ein 1895 veröffentlichtes Festspiel kurz vorgestellt werden. Das wenig bekannte Spiel und ist vom ziemlich bekannten Festspielautor Pfarrer Heinrich Weber verfasst worden und trägt den Titel «Helvetia».<sup>8</sup> Aus welchen Anlässen und von wem es aufgeführt wurde, ist

unbekannt und für unsere weitere Analyse auch nicht wichtig, obwohl die Funktion solcher Spiele doch eigentlich eher an Hand ihrer Rezeption studiert werden sollte. Das Spiel ist insofern auch kein typisches Festspiel, als es offenbar nicht zu einem bestimmten Jubiläumsanlass verfasst worden ist. Doch gerade dieser Umstand zeigt, dass sich die Vergangenheitsorientierung nicht einfach aus den Jubiläen erklären lässt, dass vielmehr hinter diesen Anlässen ein bestimmter Historismus steckt, der erklärt werden muss.<sup>9</sup>

Das Stück bietet nicht wie die klassischen Festspiele eine längere Reihe von «tableaux», und dennoch weist auch es die für diese Gattung typische Bilderbogenstruktur auf, ohne einheitliche Handlung und innere Dramatik. Der erste Teil zeigt zuerst die Tagsatzung von 1481 in Stans und dann ein Treffen personifizierter Laster gleichsam in der Unterwelt. Der zweite Teil bildet in jeder Beziehung das Gegenstück: Er spielt in der Gegenwart, er spielt nicht gerade im Himmel, aber in dessen Vorhof, nämlich in einer «anmutigen Alpengegend». Der Genius der Freiheit präsentiert der verängstigten Helvetia als Gegenstück zu den vier Lastern aus der Schweizergeschichte fünf vorbildliche Persönlichkeiten und überlässt Helvetia das Schlusswort an das Publikum. Die Botschaft des Stücks: Sie besteht im Appell an die Zuschauer, die durch Neid, Rauflust, Herrschsucht und Fanatismus genährte Zwietracht, wie sie zu Beginn des Tages zu Stans geherrscht hatte, zu überwinden und sich an den Idealen der Tapferkeit, Selbstlosigkeit, Enthaltbarkeit, Friedfertigkeit, Wahrhaftigkeit und Barmherzigkeit zu orientieren.

Ob diese Art von Schauspiel einen eigenen, erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschaffenen Typus bildet oder in der Tradition der Reformationsspiele und der Jesuitendramen steht, muss uns nur bezüglich des Historisierungsgrades der dramatischen Botschaft interessieren. Webers «Helvetia»-Stück von 1895 ist ohne Zweifel eine direkte Weiterentwicklung des Barockstückes «Eidgnossisches Contrafeth» von Johann Caspar Weissenbach aus dem Jahre 1673.<sup>10</sup> Der wesentliche Unterschied besteht darin, dass in der Adaptation des 19. Jahrhunderts nur die Laster ihre allegorisch-zeitlose Gestalt behalten, die propagierten Tugenden dagegen mit Auftritten von Winkelried, Zwingli, Schultheiss Wengi und Pestalozzi historisiert werden.

Im Bereich der Bildenden Kunst ist der Vorgang der Historisierung noch deutlicher zu fassen. An Stelle der zeitlosen Idealfiguren traten, wie beispielsweise die Mutation des Zofinger Brunnenstockes zeigt, historischen Realfiguren, die aber ebenfalls Idealcharakter haben. Die 1590 geschaffene Zofinger Justitia wurde 1893 durch eine Gestalt mit scheinbar historischer Authentizität ersetzt. Fortan prangte nämlich als Ausdruck für Tapferkeit und Selbstlosigkeit der Schultheiss Nikolaus Thut auf dem Brunnenstock. Von Thut heisst es, er habe in der Schlacht von Sempach von 1386 das Banner seiner Stadt gerettet, indem er, zu Tode verwundet, es sich in den

# Auffnehmende HELVETIA,

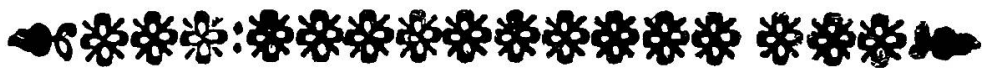
Das ist :

**Kurzer Entwurff / welcher gestalten ein hochlobliche Endagnoschafft an Freyheit / Macht / und Herzlichkeit zugenommen / und durch sondere Hilff / und Beystand Gottes in einen ganz souverainen Stand / und freye Republic erhebt worden.**

Vorge stellt

**Auff öffentlichem Theatro von einer loblichen Burgerschafft der Statt Zug den 14. und 15. Sept. 1672.**

**Dem Liebhaber der theür-erworbnen Freyheit zu sonderem Respekt, auff sein Verlangen widerumb in öffentlichen Truck geben / Anno 1702.**



**In Zug zu finden bey Carle Franz Haberer / Burger daselbst.**

---

**Gedruckt /**

**Zu Lucern bey Gottfrid Zautten  
seeligen Wittib.**

# Helvetia.

Festspiel in zwei Gruppen

von

Heinr. Weber,

Pfarrer.

„Hominum confusione et Dei  
providentia Helvetia regitur“.

Aarau,

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Cie.  
1895.



Mund gesteckt habe.<sup>11</sup> Die Fortitudo in der Gestalt eines Thut oder eines Winkelried, die Caritas in der Gestalt eines Pestalozzi und später eines Dunant, die Temperantia in der Gestalt eines Dufour – diese Fleischwerdungen, diese erneute Geschichtwerdung der Idealwelt gilt es zu erklären.<sup>12</sup>

Historisierungen von Idealen sind allerdings kein Phänomen des 19. Jahrhunderts. Die hohe Wertschätzung, die der Antike stets entgegengebracht worden ist, bildet ebenfalls eine Art von Vergangenheitsorientierung. Zudem werden Tell, Winkelried und Bruder Klaus schon im 17. und 18. Jahrhundert als historische Vorbilder propagiert. Die Antike hat aber weniger die Bedeutung einer bestimmten historischen Epoche als vielmehr einer universalen und letztlich auch zeitlosen Instanz. Und was die schweizerischen Vorbilder im Zeitalter des Barock betrifft, sie blieben unpersönliche und darum ahistorische Figuren, auch wenn sie wie die meisten nicht rein allegorischen Idealgestalten von ihren Anhängern nur mit Hilfe eines historischen Diskurses erfasst und geglaubt werden können. (Auch die Bibel kommt nicht ohne Geschichten aus.) Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts setzt aber ein anderer Zugriff auf die Vergangenheit ein. Man kann das an der einfachen Tatsache ablesen, dass in diesem Jahrhundert «historische Daten» Anlässe zu grossen Festen bilden, während die gleichen Tage (wenn man von den schlichten Schlachtjahrzeiten absieht) zuvor weitgehend unbeachtet geblieben sind. Geschichte ist in diesem Fall (wie in den meisten Fällen) nicht als Nachleben von Vergangenheiten zu verstehen, sondern als Produkt eines aktuellen Bedürfnisses, das für eine bestimmte Gegenwart mit Hilfe historischer und pseudo-historischer Motive einen benötigten Sinn herstellen will.

Der Historismus des 19. Jahrhunderts pflegt die Geschichte gewiss, wie dies zuvor schon der Fall gewesen ist, als *magistra vitae*.<sup>13</sup> Seine Vergangenheitsorientierung ist jedoch in doppelter Hinsicht neu: der Historismus des 19. Jahrhunderts lebt zum Teil vom Bestreben, die Welt der Ideen parallel zum Ausbau der Naturwissenschaften ebenfalls faktisch, also historisch zu untermauern. Diesem Bestreben kommt die wachsende Verfügbarkeit historischer Kenntnisse entgegen.<sup>14</sup> Das ist die eine, die positivistische Seite des neuen Historismus; sie hat die Etablierung der Geschichtswissenschaft als scheinbar autonome Disziplin ermöglicht. Daneben gibt es die religiöse Seite; sie ist vor allem durch die Kunst und – soweit dies zu separieren ist – durch das Festwesen gepflegt worden. Die Bezeichnung «religiös» ist mit Bedacht gewählt; diese Spielart des Historismus praktiziert eine säkularisierte Religiosität, stellt Verbindung mit einer entfernten, halb physischen, halb metaphysischen Welt her. Heisst das aber auch, dass sie nur als zivile Fortsetzung eines permanenten Grundbedürfnisses an höherer Sinngebung zu verstehen sei? Auch in der religiösen Variante erhält die Pflege der Geschichte eine neue Bedeutung: Der Historismus ist ein antimodernes Ergebnis der Moderne. Diese Formulierung klingt paradoxer, als sie ist, drückt doch «anti» nicht einfach das Gegenteil aus. Dieses Präfix bedeutete ursprünglich auch «dem Gegenstück entsprechend». So ist der Historismus gegen die Moderne gerichtet und

unterstützt diese zugleich, indem er mit seinem ausgleichenden Antimodernismus die Moderne erträglich macht.<sup>15</sup> Geschichtlichkeit gewinnt offensichtlich in dem Masse an Gewicht als Technik und Industrialisierung das herkömmliche Leben verändern. Mit Odo Marquard können wir davon ausgehen, dass die Menschen einen Grundbedarf an Farbigkeit, Vertrautheit und Sinngebung in sich tragen, dass die Moderne dagegen farblos macht und entzaubert, dass sie versachlicht und denaturiert, dass sie desorientiert und (proportional?) zur Wandlungsbeschleunigung die Illusionsbereitschaft erhöht.<sup>16</sup> Die Geschichten aber, die in Form von Geschichte zelebriert werden, bieten einen Ersatz für das Ermangelte: Sie vermitteln – wenn auch nur zum Schein – Farbigkeit, Verzauberung, Beharrungsvermögen, Orientierung, Sinn.

Die historisierende Reaktion auf die Moderne ist schon als Fluchtbewegung gedeutet worden.<sup>17</sup> Dies stimmt nur teilweise, haben doch die meisten Zeitgenossen zur Idee des zivilisatorischen Fortschritts selbst ein positives Verhältnis. Die spätbürgerliche Gesellschaft schafft indessen mit der Kultivierung eines historischen Gartens, gemäss der auch in anderer Hinsicht praktizierten Segmentierung des Lebens, eben ein romantisches Gegengewicht zu einer eingestandenermassen unromantischen rauhen Gegenwart.<sup>18</sup> Die zivilreligiöse Dimension des Historismus des 19. Jahrhunderts ist aus einem weiteren Umstand zu erklären: Geschichte wird in dem Masse ein selbständiges und darum als eigene Grösse gepflegtes Element, als die Gesellschaft ihre Traditionsverbundenheit verliert, wie die Natur vor allem dann zum Thema und einem schützenswerten Objekt wird, wenn die ursprüngliche Einbettung in sie verloren gegangen ist.<sup>19</sup>

Dazu zwei Beispiele, beide entstammen nicht der Festspielkultur, sind aber wie diese als Produkte historisierender Sinnstiftung zu verstehen. In einem Beispiel werden die Fabrik- und Tunnelarbeiter des ausgehenden 19. Jahrhunderts gerne als die Krieger der modernen Schweiz besungen. Das Heldentum der Ahnen sei ins Blut der Arbeiterschaft übergegangen. Aus harten Fäusten seien aber kluge Hände geworden, man würde jetzt mit anderen Waffen und auf anderen Bahnen kämpfen. Die industriellen Leistungen seien patriotische Heldentaten, auf die man sogar stolzer sein könne als auf Morgarten und Murten. Diese Gleichsetzung erschien besonders sinnvoll, wenn es wie beim Bau des Gotthardtunnels auf dem «Schlachtfeld der Moderne» immer wieder Tote gab.<sup>20</sup> Im zweiten Beispiel nimmt 1891, wenige Tage nach dem Eisenbahnunglück von Münchenstein, in dem 73 Menschen den Tod fanden, der offizielle Redner der St.-Jakobs-Feier eine ähnliche Gleichsetzung vor: «Die 1444 an der Birs gefallenen Eidgenossen haben unsere Unabhängigkeit, die dieses Jahr daselbst durch ihren Tod Vielen unter uns das Leben gerettet.» Die Eisenbahntoten wurden darum als patriotische Opfer gedeutet, weil es offenbar ihres Todes bedurfte, um das

heutige Menschengeschlecht von der Höhe seiner Selbstüberschätzung herunterzuholen.<sup>21</sup>

Wir sehen, Geschichte soll Bewältigungshilfe bieten; im Normalfall beim Verrichten der Industriearbeit, im Unglücksfall bei der Trauerarbeit. Es ist eine säkularisierte Bewältigungshilfe aus dem Geschichtsbuch, statt der anspornenden oder tröstenden Worte aus der Heiligen Schrift.

In den Historienspielen wird nicht auf irgendeine Geschichte verwiesen. Bilder aus der älteren Geschichte werden als Vorbilder oder als romantische Gegenbilder bevorzugt. Im Berner Jubiläumsspiel von 1891 spielt – was den Bezugsraum betrifft – kein einziges Bild im 19. Jahrhundert.<sup>22</sup> In archaischen Zeiten angesiedelte Bilder sind offenbar besonders geeignet, den in der irritierenden Moderne gesuchten Halt zu gewähren, können sie doch mit der Veranschaulichung der Anfänge zugleich das scheinbar Wesentliche und noch Unverdorben sichtbar machen und mit der Reinszenierung der Pionierzeit den damaligen Impetus neu entfachen.

Dass je nach Zeitumständen in unterschiedlicher Weise auf die Geschichte zurückgegriffen wird, lässt sich eigentlich nicht feststellen. Wo dennoch Varianten auftreten, sind die Abweichungen vielleicht unerheblich. Zuweilen macht man aber auch die Beobachtung, dass die Stoffauswahl ziemlich unwichtig sein kann. Wichtig ist einfach, dass Geschichte produziert bzw. Vergangenheit rekonstruiert wird, mit möglichst viel Aufwand, aber auch mit dem Ziel, ausser dem oberflächlichen Sinneskitzel auch die Gemüter so zu bewegen, dass das Festspielpublikum gemeinsam einen Hauch Tiefsinn und eine Prise bürgerlicher Ekstase erlebt. Die allgemeine Erfahrung von etwas Höherem (oder Tieferem) gehört wie die prächtigen Kostüme und die Reiterparaden zu den Erinnerungswerten des Spektakels.

In allen Schlusszenen wird bekanntlich ein Zusammenfallen von Geschichte und Gegenwart und von Schauspielern und Zuschauern angestrebt und erreicht (Regieanweisung: «Das ganze Personal»). Mit den Historienspielen wird Integration vorgeführt und zugleich vorübergehend auch hergestellt. Sie haben sicher über den Moment hinaus die nationale Kohäsion gefördert, soweit sie *bereits* bestand oder *noch* bestand. Dies in dreifacher Hinsicht: Sie stellten ein Ritual zur Verfügung, mit dem die Kantone ihre Selbstdarstellung im Rahmen des nationalen Bundes zelebrieren konnten; sie veranschaulichten die aus anderen Gründen eingetretene Versöhnung zwischen den Bürgerkriegsparteien von 1847, und sie inszenierten die scheinbare Verschmelzung von Hirten- und Bauernkultur mit der Industriekultur der Moderne.<sup>23</sup>

Ist die Hochkonjunktur der Historienspiele in den Jahren 1885–1914 auch als Reaktion auf die Desintegration zu verstehen, die infolge der sich verschärfenden sozio-ökonomischen Gegensätze gerade in diesen Jahren in wachsendem Masse drohte? Das Bürgertum



setzte den vaterländischen Kult mitunter tatsächlich ein, um die von der sozialistischen Opposition infragegestellte Einheit der Nation zu demonstrieren und die Opponenten als Zerstörer der nationalen Gemeinschaft und Schänder eines historischen Werkes zu disqualifizieren. Im Zusammenhang mit Festspielen sind solche Ausgrenzungen zwar nicht vorgekommen, weil die Arbeiterbewegung dazu kaum Anlass gab und weil dies die gerne hochgehaltene Fiktion der nationalen Einheit beeinträchtigt hätte. Wie man den Sozialismus mit patriotischen Bekenntnissen bekämpfte, können wir beispielsweise den Reden entnehmen, die 1893 zum 75jährigen Bestehen des Zofingervereins gehalten wurden. Der bereits erwähnte Bannerherr Nikolaus Thut wurde als Pendant zu Arnold Winkelried und beide wurden als Vorbilder der Selbstlosigkeit vorgestellt, welche die Devise «Einer für alle» treu erfüllt hätten. Diesen Tugendfiguren wurde die Lasterbewegung gegenübergestellt, welche sich nur die Devise «Alle für einen» zunutzen machen wolle. Die Schweiz werde von neuen Gefahren bedroht, im Innern durch eine egoistische Interessenpolitik und von aussen durch das blutrote Banner der internationalen Sozialdemokratie. Es erging die Klage, der «Grütli»-Verein habe das Wort «vaterländisch» aus seiner Bezeichnung gestrichen und sich der internationalen Arbeiterbewegung angeschlossen. Ein schweizerischer Führer dieser Bewegung habe die verächtliche Bemerkung fallen lassen, der Patriotismus stehe «auf gleicher Stufe wie der Kultus des Vitzliputzli in Mexico». Was die Bezeichnung «Arbeiter» betreffe, dürfe sie nicht nur von einem Bruchteil des Volkes beansprucht werden; es sei die Pflicht aller, fürs gemeinsame Wohl zu arbeiten, darum sei «Arbeiter» ein Ehrenname, «auf den jeder Bürger mit Recht und Stolz Anspruch erheben will und darf». Es erging aber auch der Appell, Verständnis für die Not des Ärmsten zu zeigen, damit dieser sich nicht in seiner Verzweiflung «dem fremden Schmeichler, der mit eitlen Vorspiegelungen und täuschenden Luftgebilden ihn an sich lockt, in die Arme wirft.»<sup>24</sup> Diese Äusserungen fallen in den zeitlichen Kontext des Bundesfestspiels von 1891, des Berner Gründungsfestspiels von 1891, der Basler Vereinigungsfeier von 1892, des Festspiels zur Einweihung des Telldenkmals in Altdorf 1895 und der Genfer Landesausstellungskantate von 1896 und zahlreicher anderer patriotischer Manifestationen. Sie stehen aber auch im Kontext der erfolgreichen Gründung einer Schweizerischen Sozialdemokratischen Partei 1888, der erfolgreichen Durchführung der Zweiten Sozialistischen Internationale 1889, der ersten 1.-Mai-Feiern 1890, der Lancierung und Ablehnung der Initiative «Recht auf Arbeit» 1893/94, der Nationalratswahlen von 1893, die erstmals den Charakter von Klassenkämpfen annahmen<sup>25</sup>, und der sich häufenden Arbeitskonflikte, zu deren Bewältigung mitunter sogar Truppen der Schweizer Armee eingesetzt wurden: 1899 in Bern und Basel, 1896 in La Chaux-de-Fonds, 1889 in Luzern.

Die These, dass das Bürgertum mit dem patriotischen Kult im allgemeinen und mit dem Festspiel im besonderen die antibürgerliche Dissidenz entweder verhindern oder überspielen wollte, muss insofern etwas relativiert werden, als die vaterländischen Veranstaltungen von der organisierten Arbeiterschaft zunächst gar nicht abgelehnt wurden, wie man auf Grund des «Vitzliputzli»-Diktums annehmen müsste. (vgl. Anhang) Wahrscheinlich ging es aber weniger darum, mit den vaterländischen Historienspielen potentielle oder aktuelle Dissidenz einzubinden oder ganz zu vermeiden, es ging vielmehr darum, sich gleichsam der eigenen Zuversicht zu vergewissern: einer Zuversicht, die ja nicht nur wegen der sozialdemokratischen Agitation beeinträchtigt war. Ebenso irritierend waren andere Erscheinungen der Moderne. 1893 stellte man sich in Zofingen, um bei diesem Beispiel zu bleiben, die bange Frage, ob die «aufs denkbar höchste gesteigerte Technik des Abendlandes» die Selbständigkeit der kleinen Schweiz bedrohe – «unsere Grenzsteine als eitle Hindernisse im gewaltigen Völkerverkehr verrückt». Oder die Frage, ob nicht die Wissenschaft, einem entfesselten Ballon gleich, über die engen Grenzen der Länder hinausführe und die einzelnen Völker zusammenschumpfen lasse, wie vor dem Bundesstaate der Schweiz die Souveränität der einzelnen Kantone.<sup>26</sup> Die Hochkonjunktur der Festspiele fiel zudem mit einem massiven Anstieg des ausländischen Bevölkerungsanteils zusammen.

Die Festspielkultur des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist verschiedentlich einer kritischen Beurteilung unterzogen worden. Martin Stern ebnet mit seiner Frage, ob die Festspiele eine zeitgemässe Identität zum Ausdruck brächten, der Auffassung den Weg, die Eidgenossen von damals seien einem falschen Bewusstsein verfallen gewesen.<sup>27</sup> Und Hellmut Thomke sagt von einem Historien-drama, es habe kaum einen Beitrag zur Lösung der damaligen politischen Probleme beigetragen.<sup>28</sup> Diesen Einschätzungen kann man sich anschliessen. Nach dem bisher Gesagten muss man aber beifügen, dass das Festspiel des späten 19. Jahrhunderts gar nicht die Funktion hatte, die Gegenwart in einem modernen Sinn nüchtern zu analysieren. Es ging ihm eben darum, mit seinem Antimodernismus einen Ausgleich zur Moderne zu bilden.

Die Auseinandersetzung speziell mit den Festspielen des ausgehenden 19. Jahrhunderts ist eingangs damit gerechtfertigt worden, dass deren Funktion in der Blütezeit besonders deutlich in Erscheinung trete. Die These vom modernitätsbedingten Bedürfnis, mit Historienspielen einen benötigten Lebenssinn zu gewinnen, könnte auch für andere Zeiten gelten. Für die Zeit, die der beschleunigten Modernisierung vorausgeht, müssten nach dem bisher Gesagten keine Entsprechungen gesucht und geprüft werden. Dennoch könnte unsere Erklärung auch für die erste Festspielkonjunktur Geltung haben, sagt doch Hellmut Thomke vom Bürgerspiel des

16. Jahrhunderts, es habe «in politisch und geistig bewegter Zeit der dramatischen Vergegenwärtigung politischer Kräfte und Ideen und der Selbstfindung am Beispiel der vaterländischen und der römischen Geschichte» gedient.<sup>29</sup> Könnte nicht ähnliches auch von der *zweiten* kleineren Festspielkonjunktur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gesagt werden? Carl Victor von Bonstettens Wort von 1786, dass nur Nationalspiele die Wunden der alten Zwietracht heilen könnten, scheinen dieser Annahme Recht zu geben.<sup>30</sup> Eine Bestätigung erhalten wir sodann durch die *vierte* Konjunktur der Zwischenkriegszeit (nach der *dritten* Konjunktur von 1885–1914). Sie brachte eine Wiederbelebung der Festspielkultur und führte unter anderem dazu, dass Paul Lang, der 1924 diese Art Schauspiel totgesagt hatte, 1944, wie bereits Martin Stern bemerkt hat, sein Urteil revidierte.<sup>31</sup>

Die allgemeine Krisenhaftigkeit der Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts muss hier nicht weiter dargelegt werden. Hingegen sei an zwei Beispielen illustriert, wie eng Festspielproduktionen mit dem Erlebnis von Modernitätskrisen zusammenhängen können. 1924 kam es in Stein am Rhein zur Erstaufführung des Festspiels «No e Wili» (Noch ein Weilchen). Die Bevölkerung setzte gemeinsam ein Stück in Szene, das die im 15. Jahrhundert angesiedelte Legende von der Vertreibung eines autoritären und mit dem Ausland konspirierenden Stadtregimes durch die mutige Bürgerschaft zum Inhalt hat. Ihren Sieg verdankt das Bürgertum in diesem Stück unter anderem der Aufmerksamkeit eines einfachen Bäckergehilfen. Die Aufführung fand vor dem Hintergrund des Bankrotts der Spar- und Leihkasse Stein am Rhein statt und soll in dieser Situation einiges zur Erholung des angeschlagenen Selbstbewusstseins dieses Städtchens beigetragen haben.<sup>32</sup>

1974 wollten die Bewohner des oberen Hinterrheintales (Rheinwald) unter Berufung eines heute in Mailand aufbewahrten Schwörbriefes von 1274 eine 700-Jahr-Feier durchführen und beauftragten durch die Vermittlung des Dorfpfarrers von Splügen die Schriftstellerin und Ordensschwester Silja Walter mit der Ausarbeitung eines Festspiels. Das Jubiläum kam aus verschiedenen Gründen nicht zustande. Der Festspieltext «Das Walserschiff» blieb aber in Erinnerung, 1982 wurde er von jungen Lehrern wieder hervorgeholt und so bearbeitet, dass er vier Jahre später, diesmal mit Bezug auf eine Pachturkunde aus dem Jahr 1286, als Jubiläumsspiel realisiert werden konnte. Das Beispiel zeigt, dass der historische Bezugspunkt sekundär, das kollektive Selbstdarstellungsbedürfnis das primäre Bedürfnis ist. Dieses Bedürfnis bedient sich des historischen Vorwandes und regeneriert das brüchig gewordene Selbstbewusstsein einer Taltschaft, die heutzutage mit der schleichenden Krise der Abwanderung und der kulturellen Verarmung konfrontiert ist. Der aktuellen Problematik wird im Spiel ein historisches Beispiel eines anderen – erfolgreich bestandenen – Kampfes gegen eine andere Krise

gegenübergestellt: Die Bewährungsgeschichte spielt aber nicht im Mittelalter, sondern in den Jahren 1930–1946, und die Gegner sind nicht korrupte Stadtregenten, sondern Lobbyisten der Elektrizitätsindustrie, welche das Tal mit einem Stauwerk unter Wasser setzen wollen. In diesem Ringen um Sein oder Nichtsein werden den materiellen Lockungen ein ideelles Bekenntnis zur Heimat entgegengehalten.<sup>33</sup>

Wir haben in den letzten Jahren eine weitere Festspielrenaissance erlebt und können dieses Phänomen mit dem seit Mitte der siebziger Jahre sich verschärfenden Krisengefühl in Zusammenhang bringen. Das Festspiel befindet sich überhaupt nicht in einer Krise, weil sich die Gesellschaft in verstärktem Mass in einer Krise befindet. Wenn trotzdem vernehmbar von einer Krise des Festspiels die Rede ist, hat das seinen Grund darin, dass die Zahl derjenigen grösser geworden ist, die diese vielleicht hilfreiche, aber unkritische Art momentaner Scheinbewältigung ablehnen. Heute wünschen wir uns eine andere, qualifiziertere Art des Ausgleichs; ein Reagieren auf Modernisierung, dass diese nicht bloss als autonomen Prozess erträglich macht, sondern auf den Wandel prägend zurückwirkt; eine gestaltete Wechselwirkung, statt eine gefährliche Segmentierung von Lebenswelten.

#### Anmerkungen

- 1 Dieser Beitrag verzichtet auf eine Wiederholung oder Zusammenfassung der gültigen Analysen der Festspielkultur der Jahre vor 1914, die kürzlich veröffentlicht worden sind: Vgl. dazu *Martin Stern*, «Die Festspiel-Integration um den Preis scheinhafter Identität». In: Auf den Weg zu einer schweizerischen Identität 1848–1914. Freiburg 1987. S. 309–335. (Kolloquium der SAGW 1985). Ebenda *Hellmut Thomke*, «Patriotische Dramatiker des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der junge Rudolf von Tavel und Arnold Ott». S. 337–352.
- 2 Das bekannteste Spiel in Erinnerung an eine Stadtgründung ist das 1891 in Bern aufgeführte. Vgl. Anm. 22. 1957 wurde in Basel ein Festspiel zum (angeblich) 2000jährigen Bestehen der Stadt inszeniert, 1986 zum gleichen Anlass eines in Vindonissa. Die Basler Vereinigungsfeier von 1892 (vgl. Anhang) gehört auch in diese Kategorie. In diesen Tagen ist bekanntgegeben worden, dass 1992 zum gleichen Anlass wieder ein Festspiel aufgeführt werden soll (vgl. Basler Zeitung vom 29. September 1987).
- 3 1922 wurde zum 100jährigen Bestehen der Solothurner Stadtschützengesellschaft und 1924 zum 400jährigen Jubiläum des ersten Eidgenössischen Schützenfestes in Aarau Festspiele aufgeführt (vgl. Cäsar von Arx, Werke III, Festspiele 1914–1949. Bearbeitet von Rolf Röthlisberger. Olten 1987).
- 4 Die Bundesfestspiele sind zusammen mit den Schlachtfestspielen die häufigsten. Aufführungen wurden gegeben 1891 zum 600jährigen Bestehen der Eidgenossenschaft, 1898 zur 100jährigen «Zugehörigkeit» der nachmaligen Kantone Thurgau und Neuenburg, 1901 zur 400jährigen Bundeszugehörigkeit von Basel und Schaffhausen, 1903 die 100jährige Bundeszugehörigkeit der Waadt, des Aargaus und St. Gallens, 1914 das 100jährige Jubiläum des Genfer «fête de juin», um nur die Bundesjubiläen der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg aufzuzählen.
- 5 Schweizerische Festspiele zu Firmenjubiläen des 19. Jahrhunderts sind mir keine bekannt. Hingegen kann auf ein deutsches Beispiel verwiesen werden: 1862 erhielt Rudolf Löwenstein, Redaktor des «Kladderadatsch», von der Berliner

Maschinenbau-Anstalt Borsig den Auftrag, zu ihrem 25jährigen Jubiläum ein Festspiel zu verfassen. Das Spiel stellt in einem mythologischen Götterreigen die Figur des «Hans Dampf» als die alles bewegende Macht der Neuzeit vor. Vgl. den Katalog «Literatur im Industriezeitalter. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum.» Marbach am Neckar 1987. Bd. 1, S. 63ff. In diesem Buch findet man ebenfalls die Abbildung eines allegorischen Festumzuges, der 1858 von der gleichen Firma anlässlich der Fertigstellung der 1000. Lokomotive veranstaltet wurde. Beides, Spiel und Umzug, soll ein historisierendes Gegengewicht zur Gegenwart bilden. Dabei besteht dieses Gegengewicht nicht aus einem beliebigen «Quantum» Geschichte, sondern aus einem säkularen Entwicklungspanorama, das in diesem Fall gewissermassen mit der Erdgeschichte beginnt, das heisst die Gegenwart auf den ersten Schöpfungsakt zurückführt. – Als schweizerisches Beispiel kann man für das 20. Jahrhundert die Festveranstaltung nennen, die 1958 von der Basler Chemiefirma J. R. Geigy AG zu ihrem 200jährigen Bestehen inszeniert worden ist. Die offizielle Feier wurde mit der Aufführung eines Musikwerkes eröffnet, das zur Zeit der Firmengründung entstanden ist (eine Sinfonie von Johann Stamitz). Den Schluss bildete ein Auftragswerk der Jubilarin: das von Rolf Liebermann komponierte «*Geigy Festival Concerto*».

- 6 Wenn man von gewissen Vorläufern absieht (J. T. Zimmermann 1779 zu Sempach, J. J. Hottinger 1811 zu Morgarten, W. Bion 1844 zu Schwaderloh und A. von Salis 1876 mit einer Kantate zu Murten) setzen die Schlachtfestspiele 1886 mit H. Weber zu Sempach ein. Es folgen Spiele 1899 zu Schwaderloh, Calven und Dornach, 1905 zur Schlacht am Stoss, 1912 zu St. Jakob an der Birs (kein Jubiläum, Eidg. Turnfest), 1926 zu Murten, 1939 zu Laupen, 1949 zu Schwaderloh und Dornach, 1965 zu Morgarten, 1986 zu Sempach. – Vgl. auch Guy P. Marchal, *Geschichtsbild im Wandel 1782–1982. Historische Betrachtungen zum Geschichtsbewusstsein der Luzerner im Spiegel der Gedenkfeiern zu 1332 und 1386. Luzern 1982.* – Die Erinnerung an andere, friedliche «Schlachten» wurde ebenfalls mit Festspielen gefeiert: zum Beispiel Stans 1781, 1881, 1981 oder der Gotthardtunnelbau 1932 (50 Jahre), ferner zum Durchbruch der Reformation (eventuell zum Geburtstag von Reformatoren, z. B. Zwingli 1794, 1904). – Eine letzte Kategorie bilden die Festspiele zu Denkmaleinweihungen (z. B. 1895 in Altdorf, 1908 zum Zuger Morgartendenkmal), zu den Landesausstellungen von 1896, 1914, 1939. Die vor dem «take off» der Festspieleuphorie von 1886 (Sempach) 1883 durchgeführte erste Landesausstellung kam ohne Festspiel aus. Desgleichen die in voller Hochkonjunktur (vgl. die Bemerkungen zum Krisenkonnex im Nachwort) durchgeführte Landesausstellung von 1964.
- 7 Paul Lang (*Bühne und Drama der deutschen Schweiz im XIX. und beginnenden XX. Jahrhundert. Zürich 1924. S. 129*) analysiert diese Frage nicht und übernimmt unkritisch Josef Nadlers Meinung: «Ein Volk, das so ausschliesslich geschichtlich denkt und denken kann, weil es die Entwicklungen später Jahrhunderte vorweggenommen hat und also von ihnen nicht überholt werden kann, ein solches Volk kann nur ein Schrifttum von geschichtlichem Geist erzeugen.» (*Von Art und Kunst der deutschen Schweiz. Leipzig 1922. S. 91*). Diese Erklärung übersieht den epochaltypischen Charakter des Historismus, der auch bei Erzeugnissen anderer «Völker» zum Ausdruck kommt. Lang erklärt das Phänomen des Historismus historisch, wenn er schreibt: «Die durch die Historie gegebenen Tatsachen leuchteten in goldener Glut und lockten zur Gestaltung . . .» (ebenda, S. 130).
- 8 Von Heinrich Weber (1821–1900), Pfarrer in Höngg, stammen vor allem die Texte für «Die Schlacht bei Laupen. Epische Dichtung in neun Gesängen» von 1853, das Sempacher Festspiel von 1886 und für das Schwyzer Festspiel von 1891, aber auch die Schauspiele «Zürchs Frauen im Sommer 1292» von 1876, «Zwingli» von 1883 und «Waldmann» von 1899. «Helvetia» ist 1895 bei Sauerländer in Aarau erschienen.
- 9 Zum Begriff des Historismus und den verschiedenen Schulen am besten: Karl Heussi, *Die Krisis des Historismus*, Tübingen 1932. Heussi schliesst sich

- weitgehend Ernst Troeltsch (Der Historismus und seine Probleme, Tübingen 1922) an, d. h. einer Auffassung, die den Historismus als konsequente Anwendung der Kategorien des geschichtlichen Werdens und Gewordenseins und damit als Denken des Relativierens im Gegensatz zum Spekulieren auf prinzipielle Erkenntnismöglichkeiten versteht, analog zum Naturalismus, der die gesamte Körperwelt nach den allgemeinen naturwissenschaftlichen Prinzipien der Naturkausalität erforscht. Vgl. auch Friedrich Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (1873/74), und Friedrich Meinecke, Die Entstehung des Historismus. 2 Bde. (1936). Aus jüngerer Zeit: W. Götz, Historismus. Ein Versuch zur Definition des Begriffs. In: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft XXIV 1970. – Thomas Nipperdey, Historismus und Historismuskritik heute. In: T.N., Gesellschaft, Kultur, Theorie. Göttingen 1976. S. 59–73.
- 10 Johann Caspar Weissenbach, Eidgnossisches Contrafeth auff- und abnehmender Jungfrauen Helvetia. Zug 1673.
  - 11 Felix Staehelin, Bericht über das 75. Jubiläum des Zofinger-Vereins. Basel 1894.
  - 12 Auch Eckart Vancsa sieht diesen Vorgang, allerdings ohne ihn zu erklären, wenn er von der Historienmalerei sagt, sie ersetze die idealisierende Überhöhung durch «Steigerung der Unmittelbarkeit, das heisst durch Kostüm- und Portättreue» (Überlegungen zur politischen Rolle der Historienmalerei des 19. Jahrhunderts. In: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte XXVIII 1975, S. 149).
  - 13 Reinhart Kosellek, Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte. In: R.K., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt a.M. 1979. S. 38–66. – Vgl. ferner: Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Hrsg. von Oskar Köhler. Gesamtwerk: Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft. Quellenband 4. Freiburg i. Br. 1986.
  - 14 Ekkehard Mai spricht von einer «enormen Steigerung des Wissens und seiner Vermittlungsformen» und von einem «Bewusstseinsrausch von Bildung, die mit Stolz errungenen Besitz versprach». (Ein «neuer Historismus»? Von der Gegenwart der vergangenen in der jüngsten Kunst. Phänomene und Symptome. In: Das Kunstwerk 3 XXXIV 1981, S. 4).
  - 15 Eine genaue Definition des Begriffs der Moderne wird in der Fachliteratur meist umgangen. Gemeint sind damit gesellschaftliche Verhältnisse, die im Gegensatz zum eher statischen Leben des Feudalzeitalters einem starken permanenten Wandel ausgesetzt sind: Die Moderne setzt grosso modo mit der Industrialisierung ein. Zur allgemeinen Orientierung Günter Wiswede und Thomas Kutsch, Sozialer Wandel. Zur Erklärungskraft neuerer Entwicklungs- und Modernisierungstheorien. Darmstadt 1978.
  - 16 Odo Marquard, Von der Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften! In: *Neue Zürcher Zeitung* vom 8./9. März 1986. Vgl. auch Marquards Beitrag des Kolloquiums zum 60. Geburtstag von Hermann Lübbe «Wandlungsbeschleunigung und Illusionsbereitschaft», zusammengefasst in der *Neuen Zürcher Zeitung* 21./22. Februar 1987. Zur gleichen Problematik: Hermann Lübbe, Fortschritt als Orientierungsproblem. Freiburg i. B. 1975.
  - 17 Günter Hess sagt vom Bildgedächtnis des Historismus um 1880, es sei «auch als Fluchtbewegung zu analysieren, die auf politische, wirtschaftliche und soziale Veränderungen, vor allem aber auf die mit den Gründerjahren geradezu explosiv expandierende Technisierung und Industrialisierung aller Lebensbereiche reagiert.» (Allegorie und Historismus. Zum «Bildgedächtnis» des späten 19. Jahrhunderts. In: *Verbum et Signum*, Bd. I. München 1975. Festschrift für Friedrich Ohly. S. 583).
  - 18<sup>f</sup> Bea Mesmer, Die Gesellschaft im späten 19. Jahrhundert. Porträt und Familienbild. In: *Damals in der Schweiz*. Frauenfeld 1980. Speziell S. 64, wo von der Nutzungsdifferenzierung der Räume die Rede ist.
  - 19 Das Heraustreten aus der historischen Kontinuität kann man am Beispiel etwa des Schloss Chillon erkennen: Das Schloss wurde mit einer gewissen Selbstverständlichkeit bis 1887 als Gefängnis verwendet, dann aber in ein historisches Monument umgewandelt, über dessen Pflege ein eigens dazu gegründeter

- Verein wachte. Vgl. die soeben erschienene Erinnerungsschrift von Jacques-David Chausson, Montreux.
- 20 Vgl. etwas Conrad Ferdinand Meyers Festgedicht zur Eröffnung der Landesausstellung von 1883 oder die Interpretationen des dort ausgestellten Entwurfes von Vincenzo Velas Relief «Le vittime del lavoro». Im offiziellen Band zur Landesausstellung von 1896 lesen wir: «Ce Palais contient les trophées des plus grandes victoires que la Suisse ait remportées et dont nous pouvons nous énorueillir plus que de Morgarten ou Morat. (. . .) Il semble que l'héroïsme et la fougue de nos ancêtres aient passé dans le veines de nos ouvriers.» (L'Exposition nationale suisse, Genf 1896, S. 123).
- 21 *National-Zeitung* 201/28. August 1891. Die Rede hielt der Gerichtspräsident Albert Huber. Das Eisenbahnungsglück vom 14. Juni 1891 (im Zusammenhang mit einem Sängerfest!) forderte 73 Tote und 131 Verletzte und war mit Abstand das bisher schwerste Unglück in der europäischen Eisenbahngeschichte. Den Hinweis auf Hubers Rede verdanke ich Max Burckhardt, Basel.
- 22 Der Festspieltext stammt wiederum von Heinrich Weber (vgl. An. 8).
- 23 Stern, op. cit., S. 326.
- 24 Vgl. Anm. 11. Reden von Nationalrat Paul Speiser, Gerichtspräsident Jean Berthoud, Professor Albert Burckhardt-Finsler, Pfarrer G. Ris.
- 25 Die Wahlen in den Schweizerischen Nationalrat 1848–1919. Hrsg. v. Erich Gruner. Bern 1978. Bd. 1, S. 732.
- 26 Vgl. Anm. 11, S. 77ff.
- 27 Stern, op. cit. S. 326.
- 28 Thomke, op. cit., S. 342.
- 29 Thomke, op. cit., 339.
- 30 Zit. nach Stern, op. cit., S. 315.
- 31 Stern, op. cit., 321. – Paul Lang, Das Schweizer Drama 1914–1944. Elgg 1944.
- 32 Festspielautor war Heinrich Waldvogel, der Stadtschreiber von Diessenhofen und spätere Kustos des Klostermuseums St. Georgen. 1930 wurde die Aufführung ein erstes Mal wiederholt, 1957 ein zweites Mal anlässlich der 500-Jahr-Feier des Loskaufs aus der Herrschaft der Klingenberger, 1986 sodann ein drittes Mal. Der unerwartet grosse Erfolg ermuntert die Veranstalter eine weitere Aufführung bereits für 1991 ins Auge zu fassen. Vgl. das Festspielbuch «No e Wili», herausgegeben vom Festspielverein Schaffhausen, 1987. 183 Seiten.
- 33 Theater in Rheinwald. Das Walsers Schiff von Silja Walter. 1984. Die gleiche Autorin hat das Stück «Die Jahrhunderttreppe» zur 500-Jahr-Feier von Solothurn 1981 verfasst. Das «Walsers Schiff» wurde von Gian Gianotti inszeniert.

## Anhang:

### Die Pressestimmen der Basler Sozialdemokraten zu den patriotischen Festen der Jahre 1891–1901

Die sozialdemokratische Presse beurteilte die patriotischen Feste, die in den Jahren zwischen dem Fest zum sechshundertjährigen Bund der Urschweiz von 1891 und dem Fest zum vierhundertjährigen Bund der Basler von 1901 veranstaltet wurden, sowie ihre konkrete Durchführung grundsätzlich positiv.<sup>1</sup> Die vaterländischen Feste wurden immer als wahre Volksfeste gepriesen im Gegensatz zu nicht näher bezeichneten Herrenfesten, die wesentlich kostspieliger seien.<sup>2</sup> Die junge Opposition drängte aus heute einsichtigen Gründen<sup>3</sup> sogar auf eine aktive Teilnahme an diesen Festen, und zwar in «imposanter Zahl».<sup>4</sup> Dann und wann wurde daran erinnert,

dass das Leben nach den Festen weitergehe und sich im Alltag die wahren Verhältnisse zeigten. Einmal fiel auch der Vorschlag, das patriotische Fest mit einem guten Zweck zu verbinden, gemeint war die Unterstützung eines Altersasyls oder eine andere Form sozialer Hilfe. Die Feste wurden tout simplement als «frohe Abwechslung» begrüsst, und dazu gehörte auch das ungestörte Verhältnis zu den historischen Kostümen, dem «malerischen Plunder», der den prosaischen Umzug der Zivilisten etwas auflockere.<sup>5</sup> Die an diesen Festen kultivierten Bilder der alten Schweizergeschichte beeinträchtigten offenbar in keiner Weise den Kampf für die sozialdemokratischen Parteiziele, im Gegenteil. Im Rahmen der Novemberfeier von 1891 wurde einerseits die Überführung von Grund und Boden in den Besitz der Gesamtheit gefordert und andererseits, wie der Bericht betonte, «in verdankenswerter Weise» von Mitgliedern des Arbeiterinnenvereins ein lebendiges Bild zum Thema «Helvetia und die 22 Kantone» aufgeführt.<sup>6</sup> 1894 wurden zum 50jährigen Bestehen des lokalen Grütlivereins zwei lebendige Bilder gegeben: Eines zeigte Ueli Rotach, den legendären Helden vom Stoss, der von zwölf Feinden umgeben, deren fünf erschlägt und erst überwältigt werden kann, nachdem seine Hütte in Brand gesteckt worden ist. Das andere Bild veranschaulichte den «Sieg der Arbeit».<sup>7</sup> 1896 wurde anlässlich der St. Jakobs-Feier die alteidgenössische Geschichte im «Vorwärts» als glorreiche Zeit des Heldenkampfes gegen die Tyrannen in Erinnerung gerufen, um dann dem Leser, das heisst dem «um Lohn arbeitenden Schweizer» zu erklären, die Vögte und Gessler seien von ihren Burgen ins Tal gestiegen und würden dort als Kapitalisten mit rücksichtsloser Gewalt herrschen. Die Sozialdemokratische Partei wird als die einzige Kraft bezeichnet, die jedes Aufpflanzen eines Gesslerhutes mit aller Energie zu verhindern suche. Das Schweizervolk solle sich seiner Vorfahren würdig zeigen und wie diese die Fesseln sprengen.<sup>8</sup> Noch 1899 rekapitulierte der «Vorwärts» lang und breit die Geschichte von der Schlacht bei St. Jakob; er gab sie mit der Lektion an die Leser weiter, «dass auch ein kleines Häuflein, wenn es mutig und entschlossen ist und auf seine gute und gerechte Sache vertraut, Grosses zu leisten vermag.» Die sozialdemokratischen Kämpfer dürften sich in einer analogen Situation gesehen haben. Darum war es für sie kein Problem, mit den Worten des freisinnigen Historikers Karl Dändliker zu bekennen, dass man sich als Nachkommen von Helden glücklich fühlen dürfe.<sup>9</sup>

Auch die von den bürgerlichen Festrednern gehaltenen *Ansprachen* wurden weitgehend gebilligt. Das musste allerdings nicht schwergefallen sein, pflegten diese Redner doch Formulierungen, die leicht auf allgemeine Zustimmung stiessen. 1894 erntete der freisinnige Regierungspräsident und nachmalige Bundesrat Ernst Brenner vom Redaktor des «Vorwärts» einiges Lob speziell für die folgenden Passagen, die auch darum nochmals zitiert seien, weil in ihnen die



Harmonisierungsfunktion der vaterländischen Manifestationen deutlich zum Ausdruck kommt. Brenners Rede kulminierte in der Aufforderung: «Und wenn die Wogen der socialen und politischen Kämpfe hoch gehen in der Welt und die Brandung derselben auch uns ergreift, so wollen wir getrost die alte Schweizerfahne hochhalten als einen Hort der Freiheit und der Ordnung, als einen Schutz der Schwachen und Gedrückten, als ein Wahrzeichen der Brüderlichkeit und der Gerechtigkeit. In diesem Zeichen wollen wir nicht bloss andächtig schwärmen, sondern unsere Pflicht thun und den Glauben an den kommenden Völkerfrühling in Gewitternacht und Grauen allezeit bewahren.»<sup>10</sup>

Diese sehr allgemeine Festrhetorik wurde offenbar auch von der Arbeiterpresse weit mehr geschätzt als konkrete Bezugnahmen auf die Tagespolitik, und dies nicht nur aus der berechtigten Befürchtung, dass diese Bezüge nicht in ihrem Sinn hergestellt würden. Erwartet wurden Gedanken, «die vor allem das Volksgemüt ausspannen nicht nur aus dem Wagen der Tagespolitik, sondern auch aus seinen Sorgen.» Reden an kantonalen und eidgenössischen Festen dürften und sollten, wird in einem Artikel aus dem Jahr 1894 erklärt, nationale Begeisterung wecken. «Aber es gilt zu diesem Zwecke, denn doch nicht an der Oberfläche des politischen, faden Tagesgeschwätzes zu bleiben, sondern tiefere, gemeinsame Saiten anzuschlagen und einzugehen auf den in der Geschichte angesprochenen Genius der Eidgenossenschaft wie der einzelnen Kantone und Ortschaften.» Der eidgenössische Geist wurde allerdings vor allem angerufen, weil sich daraus die Mahnung zur Brüderlichkeit, zur Solidarität mit der «niedrigen Volksklasse» ableiten lasse.<sup>11</sup>

Wie wurden nun aber die beiden Basler Festspiele beurteilt? Das Spiel zur Vereinigung von *Gross- und Kleinbasel im Jahre 1392* kündigte der «Basler Volksfreund» im Juni 1892 als Schauspiel an, wie es Basel noch nie gesehen habe; als einen Genuss für Auge und Ohr, wie nur etwas ganz Seltenes es bieten könne. Es wurde einzig kritisiert, dass selbst der dritte Platz (zu 3 Franken) für den grössten Teil der Arbeiterschaft viel zu teuer sei und zudem auch diese Plätze von den Mitwirkenden und Zünften allesamt aufgekauft würden. Das Blatt forderte darum ausser den beiden vorgesehenen eine dritte Aufführung zu stark ermässigten Preisen. Nur unter diesen Umständen würde die Vereinigungsfeier statt ein Herrenfest ein Volksfest werden.<sup>12</sup>

Die zweite Voranzeige griff, was die Bewertung des Anlasses betrifft, weniger hoch und war im Gegenteil eher bestrebt, die Begeisterung etwas zu dämpfen. Die Vereinigung von Gross- und Kleinbasel sei keine «heroische That» gewesen, nur ein Geldgeschäft. Das Blatt bemängelte, dass Basels Geschichte überhaupt an heroischen Zügen nicht gerade reich sei, und es beanstandete, dass Basel keinen autochthonen Festwillen in sich trage: «Ohne die grossen Feste vom Vorjahr in Schwyz und Bern und ohne den Mangel

anderer allgemeiner Feste (abgesehen vom St. Jakobs-Fest) wäre der Gedanke an diese Feier auch schwerlich aufgetaucht.»<sup>13</sup> Zwar wurde anerkannt, dass öfters durchgeführte Volksschauspiele einem allgemeinen Bedürfnis entsprächen, dem unmittelbar bevorstehenden Fest wurde als möglicher Hauptgewinn jedoch nur zugebilligt, es könnte dazu beitragen, dass auch die Feste der Arbeiter besser respektiert und insbesondere der Feier des im Vorjahr erstmals begangenen 1. Mai keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt würden.<sup>14</sup> Die Veranstaltung selbst wurde nach wie vor positiv beurteilt. Auf Grund von Probeeindrücken wurden die Pracht der Kostüme und der Wohllaut des Gesanges als «seltene Augen- und Ohrenweide» gepriesen. Auch der Text des Festspiels, der wegen der ungenügenden Stimmbildung der Schauspieler die meisten Zuschauer zwar nicht erreichen werde, erhielt eine gute Note; er pflege eine markige Sprache und halte sich ziemlich frei «von dem süsslichen, fälschlich als «patriotisch» sich ausgebenden Gedudel, das uns bei den meisten Festen auf Schritt und Tritt verfolgt.»<sup>15</sup> Beanstandet wurde noch immer die Kostenseite des Unternehmens, obwohl inzwischen drei Aufführungen geplant und ausser den 6500 Sitzplätzen 3000 Stehplätze zu 1 Franken eingerichtet worden waren. Der Artikel machte darauf aufmerksam, dass eine Anzahl Personen auch ausserhalb des Zuschauerraumes etwas vom Festspiel gratis erhaschen könne, und stellte in Aussicht: «Erst das sozialistische Gemeinwesen wird Feste für Alle kennen.» Das Blatt hiess denn auch folgerichtig den von bürgerlicher Seite gemachten Vorschlag gut, dass der Staat das prächtig gelegene Festspielgelände kaufe, damit dort öfters solche Spiele durchgeführt werden könnten. Kritisiert wurde dagegen das Selbstdarstellungsbedürfnis der Behörden, für die ein offizieller Aufzug im Rahmen der Festlichkeiten vorgesehen war: Volksfeste sollten keine Behörden, sondern nur Bürger kennen.<sup>16</sup>

Auch der Rückblick vermittelte einen zwiespältigen Eindruck. Gesamthaft wurde das Fest als «vortrefflich» beurteilt. Es habe «ein weitaus demokratischeres Gepräge» gehabt als die meisten sogenannten Volksfeste. Die vorgängigen Reklamationen des «Arbeiterfreundes» hätten doch gefruchtet. Das Festspiel sei an den verschiedenen Hauptproben wie an den Festtagen jeweils Tausenden gratis zugänglich gewesen. Das Spiel sei von den Gratisplätzen teilweise sogar besser zu sehen gewesen als von den privilegierten. «Praktisch hat sich somit die Klasseneintheilung überlebt; sie dürfte beim nächsten Anlass füglich ganz beseitigt werden.» Halb mit Genugtuung, halb mit Bedauern wurde von der patriotischen Dimension der Veranstaltung gesagt, sie sei fast ganz in den Hintergrund getreten. Das Fest sei (bloss) eine Äusserung heiterer Lebensfreude gewesen. Das Volk, das sich trotz des Mangels an ästhetischer Bildung am Schönen erquicken wolle, sei auf seine Rechnung gekommen. Nochmals erhielt der Festspielautor Dank dafür, «dass es sich nicht

von jenen, «patriotischen» Dichterlingen anstecken liess, die unsere Vorfahren, aller historischer Wahrheit zuwider, übermässig verherrlichen und so unser Volks mehr einschläfern als zum Guten anspornen.» Damit sich die sozialdemokratischen Freunde und die bürgerlichen Festspielveranstalter keinen Illusionen hingäben, hält der «Arbeiterfreund» abschliessend kategorisch fest, dass man mit vaterländischen Festen keine soziale Harmonie herstellen könne: «Von einer Aussöhnung der Klassen, von der einzelne, aufrichtige oder berechnende Optimisten sprachen, sind wir freilich nach wie vor recht weit entfernt. Die sozialen Gegensätze sind zu gross, die Geister zu gespalten; erst werden Stürme brausen, bis wieder Friede herrschen kann im Lande!»<sup>17</sup>

In der Beurteilung des *Bundesjubiläums von 1901*, mit dem die 400jährige Zugehörigkeit Basels zur Eidgenossenschaft gefeiert wurde, nahm der «Vorwärts» dieselbe zwiespältige Haltung ein wie der «Arbeiterfreund» im Jahre 1892: Einerseits hiess er Feierlichkeiten gut; er unterstützte sie mit der Veröffentlichung der über sechs Wochen beinahe täglich an die Stadtbevölkerung gerichteten Bekanntgaben über das Festprogramm, den Parcours des Festumzuges, die Zugsordnung, die Dekoration der Strassen, die Festwirtschaften, den Billettvorverkauf, den Fortgang der Probearbeiten usw. Andererseits stellte das Blatt – vor allem im Rückblick – bitter fest, dass das Fest die sozialen Missstände des Alltages nicht behoben habe.

Den offiziellen Presstext zum Festspiel druckte es brav in seiner vollen Länge ab. Aus parteipolitischer Sicht wäre dagegen auch gar nichts einzuwenden gewesen, betonte doch die Ankündigung, das Festspiel werde nicht mächtige Einzelgestalten oder einen hervorragenden Helden auf die Bühne stellen, sondern «gewissermassen die ganze Volksgemeinschaft».<sup>18</sup> Aufgrund eines Leserbeitrages wurde wie 1892 wieder darauf hingewiesen, dass die Eintrittspreise «für die sogenannte untere Schicht des Volkes» zum Teil unerschwinglich sei und die Plätze ohnehin weitgehend ausverkauft seien. Wenn schon der Staat im Namen des ganzen Volkes das Festspiel mit 100 000 Franken subventioniert habe, solle eine zusätzliche Aufführung zu ermässigten Preisen angeboten und der Verkauf dieser Billette den Arbeitervereinen überlassen werden. Von redaktioneller Seite wurde noch beigefügt, schliesslich hätten die Arbeiter von einst und jetzt indirekt sehr viel zu Basels Wohlstand beigetragen.<sup>19</sup> Die Aufführung selbst wurde, wie einem Hauptprobebericht zu entnehmen ist, ausgesprochen positiv beurteilt: die Bilder seien recht packend und malerisch, die Kostüme ein Hochgenuss; einzig die Aufführungsdauer sei etwas lange, drei Stunden würden genügen, den 4. Akt hätte man kürzen können. «Sonst sind wir vom Festspiel vollkommen befriedigt.»<sup>20</sup>

Die gespaltene Haltung kam in der Gestaltung der Titelseite zum eigentlichen Festtag deutlich zum Ausdruck. Einerseits wurde an

erster Stelle und in grossen Lettern ein kurzes Gedicht veröffentlicht, das den sozialdemokratischen Standpunkt markieren sollte und im zweiten Teil folgende Verse enthielt: «Nicht alle Volksbedränger sind besiegt, Nicht alle Burgen sind gefallen, Drum, vorwärts Volk! bis auch die letzte Burg in Trümmer liegt, Der schöne Kampf, er gilt den Volksgenossen allen!» Andererseits wurde lang und breit ein historischer Überblick entfaltet, in dem bürgerliche Autoritäten wie der «Herr Professor» Andreas Heusler und ein weiterer Professor, nämlich Albert Burckhardt-Finsler zu Worte kamen. Gegenüber Heuslers Ausführungen muss der Redaktor doch gewisse Vorbehalte gehegt haben. Er ging aber nicht näher darauf ein und begnügte sich mit der Bemerkung: «Wenn man auch nicht überall gleicher Meinung sein konnte, so spornte doch die Fülle reicher Gedanken mächtig zu ernstem Nachdenken an, was im Hinblick auf die festlichen Tage nicht unerfreulich ist.» Dieser versöhnlichen, aber auch (wie der Tag es gebot) etwas verschwommenen Haltung ging ein klares Bekenntnis zum angesetzten Fest voraus: «Die Klage über eine allgemeine Festseuche darf uns jedoch nicht abhalten, die Bundesfeier froh und heiter zu begehen, denn historische Feste sind immer von bleibendem Werte.»<sup>21</sup>

Über den Festverlauf veröffentlichte das Blatt eine durch und durch anerkennende Berichterstattung: alles war sehr eindrucksvoll, effektiv, geschmackvoll, prunkvoll, gewaltig, prächtig, vorzüglich, ja auch herr-lich!<sup>22</sup>

Der sozialpolitische und klassenkämpferische Standpunkt kam in der Frage der Feiertagregelung und der vorgeschlagenen Amnestie zum Ausdruck. Das Blatt sprach sich für eine Begnadigung von Häftlingen mit kürzeren Freiheitsstrafen und für eine Rehabilitierung von unschuldig im Konkurs geratenen Bürgern aus. Das von bürgerlicher Seite vorgebrachte Argument, dass der Vorschlag zu spät komme, liess es nicht gelten. Und auch nach der Feier bedauerte der «Vorwärts», dass ausser dem schönen Fest nicht die Amnestie als konkrete Tat in Erinnerung bleiben könne. Er hob vor allem die Schwierigkeiten hervor, denen die entlassenen Häftlinge begegneten, und beklagte, dass es immer noch «zweierlei Eidgenossen» gebe.<sup>23</sup>

Klagen darüber, dass gewisse Arbeitgeber ihren Betrieb trotz des Festes weiterführten, mithin den Arbeitnehmern nicht freigeben wollten, und dass andere Patrons ihre Geschäfte zwar schlossen, ihren Arbeitern und Angestellten jedoch nur einen unbezahlten Urlaub gaben, solche Klagen waren schon vor dem Fest zu vernehmen, aber in Verbindung mit ebenfalls namentlichen Nennungen von vorbildlichen Firmen (z. B. Geigy), die bezahlte Arbeitspausen anordneten.<sup>24</sup> Die nach den Festlichkeiten veröffentlichten Klagen waren besonders bitter. Nicht einmal eine kleine Vergütung sei von der Maschinenfabrik A. Burckhardt «für die zwei aufgezwungenen patriotischen Feiertage» gegeben worden, hiess es in einer Veröf-

fentlichung vom 23. Juli 1901. Und weiter: «Keiner für alle heisst die Losung der Protzen hinterm Champagnerglas, und wir Arbeiter mussten wieder einmal die Staffage am St. Margreten-Hügel bilden, um die Bezeichnung ‹Volksfest› zu rechtfertigen.»<sup>25</sup> Eine weitere Zuschrift bemerkte im Zusammenhang mit der Salärfrage sarkastisch, es seien wirklich «herrliche» Feiertage gewesen.<sup>26</sup>

Vielleicht war der Redaktor – vom Alltag eingeholt – selbst wieder nüchterner geworden, vielleicht glaubte er einer allzu hoch gestiegenen Festeuphorie im Kreise seiner Leserschaft entgegenwirken zu müssen – jedenfalls ertönten nach dem Bundesjubiläum Stimmen, wie man sie aufgrund der vorfestlichen Publizistik nicht für möglich gehalten hätte. Am 26. Juli 1901 erschien auf der Titelseite ein Text von Leo Tolstoj, in dem der Patriotismus als Sklaverei, als grausames Erbe einer überlebten Zeit und als Waffe der herrschenden Klasse im Dienste ihrer selbstsüchtigen Ziele bezeichnet wird. Am 28. Juli 1901 übernahm die Redaktion einen Artikel des «Grütliener», der nochmals auf die Verweigerung der Amnestie zurückkommt und zum Fest selbst bemerkt: «Alle Prachtentfaltung der Besitzenden konnte denn auch das Gefühl, dass man es mit einer engherzigen, kalt berechnenden egoistischen Gesellschaft zu thun habe, nicht verwischen.» Auch das staatliche Geburtstagsgeschenk, das alle am Heinrichstag Geborenen erhielten, wurde jetzt kritisiert. Das neue Zwanzigfrankenstück sei einige gar zu knausrige Noblesse einer Gesellschaft, die in ihrer Mitte mehrfache Millionäre zu Dutzenden zähle. Und am 31. Juli 1901 schliesslich konnte man lesen: «Das Volk wird weiter ausgebeutet – das geniert die Herren nicht, die patriotische Feier zu veranstalten, Tausende und Tausende von Franken werden an einem Tag herausgeschmissen. Das Volk applaudiert selbst noch dazu! Das gleiche Volk, welchem erklärt wurde, es gebe kein Geld für das Volkshaus. Tausende Franken werden herausgeschmissen! Macht nichts! Wir werden auch Franken wieder aus dem Volksblute und Schweiss auspressen.»<sup>27</sup> Inzwischen war aber – auch im Blatt der organisierten Arbeiterschaft – bereits wieder das bevorstehende St. Jakobs-Fest angekündigt worden.

Der letzte Artikel unterschied sich allerdings in einem wesentlichen Punkt von den anderen Äusserungen: Zunächst wurde nur über das Fest an sich berichtet und allenfalls die Frage gestellt, wie es aus sozialdemokratischer Warte zu beurteilen sei. Jetzt bildete eine sozialpolitische Fragestellung (bzw. die allgemeine These von der Ausbeutung durch das Kapital) den Ausgangspunkt des Artikels, und das Fest bildete lediglich einen Referenzpunkt, den man im Dienste der eigenen Argumentation einsetzen konnte. Wie sich das vaterländische Fest von 1901 auf die Anhängerschaft der sozialdemokratischen Opposition auswirkte, ob von ihm eine aus der Sicht der Parteiaktivisten unerwünschte Versöhnungswirkung ausging, kann aufgrund der eingesehenen Unterlagen nicht gesagt werden.

Auf der Ebene der offiziellen Parteiargumentation führte das Basler Bundesjubiläum eher zu einer stärkeren Abgrenzung (vielleicht aus Furcht von der Vereinnahmung), und das heisst zu einer Verschärfung des Gegensatzes zwischen den bürgerlichen Regierungsparteien und der sozialdemokratischen Oppositionspartei.

Ist in dem Jahrzehnt zwischen 1891 und 1901 eine Evolution in der sozialdemokratischen Haltung gegenüber vaterländischen Feiern zu beobachten? Die etwas schärferen Beanstandungen, die im Zusammenhang mit dem Fest von 1901 festgestellt werden können, rechtfertigen die Annahme, dass es der sozialistischen Opposition in diesen Jahren gelungen sei, sich vom vaterländischen Kult der Bürgerlichen etwas zu lösen, ohne sich allerdings ganz von ihm zu distanzieren. Dies bestätigen die beiden Haltungen zum Bundesjubiläum vom 1. August 1891 und zur ersten offiziellen Jahresfeier vom 1. August 1899. 1891 veröffentlichte der «Arbeiterfreund» einen begeisterten Aufruf zur Beteiligung am Bundesjubiläum. Die Leserschaft wurde sogar aufgefordert, die Gesinnungsgenossen aus dem benachbarten Ausland (Baden und Elsass) und natürlich auch aus dem Baselland aufzubieten. Eine eigene Festrede, eine venetianische Nacht, die Aufführung lebender Bilder, Musik- und Gesangsvorträge wurden in Aussicht gestellt. Das Blatt sprach den Wunsch aus: «Mögen alle Arbeiter an der einfachen Feier ihre Freude finden und auf diese Weise ohne Pracht und hochtönende Phrasen ihren mit unverfälschtem Freiheitsdrang erfüllten Herzen Luft machen.»<sup>28</sup> 1899 sucht man vergeblich nach einer entsprechenden Ankündigung. Es fiel nicht einmal eine zustimmende Bemerkung zur schlichten Offizialisierung der 1.-August-Feier durch den Bundesrat. Hingegen findet man in drei Ausgaben je eine kritische Äusserung im Zusammenhang mit dem neu eingeführten Nationalfeiertag. Zunächst wurde der Vorschlag gemacht, am Tag der Bundesfeier verurteilte Wehrmänner zu begnadigen, und dies mit der schnippischen Bemerkung verknüpft: «Wir haben uns nicht zu schämen, wenn wir dem Auslande auch diesen Usus nachahmen.» Wenige Tage später folgte die Bekanntgabe: «Eine höhere Weihe erhielt die Bundesfeier durch den Rücktritt des eidg. Bundesanwalts, der auf diesen Tag fiel.» Und als dritte Äusserung erging der Hinweis darauf, in Lugano sei ein wenig gestreikt worden. Die Spitalkirche habe nicht zum 1. August geläutet, weil der freisinnige Bürgermeister damit gegen die Haltung des Bundesrates im sogenannten Kirchenstreit habe protestieren wollen.<sup>29</sup> Ein Vergleich mit 1891 ist allerdings problematisch, weil es 1899 keinen runden Geburtstag zu feiern gab und allgemein die Begeisterung nicht sehr gross war.

#### *Anmerkungen*

- 1 Zur allgemeinen Entwicklung : Wilfried Haerberli, Die Geschichte der Basler Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1914. Bd. I. Basel 1986 (164. Neujahrsblatt der GGG). – Systematisch berücksichtigt wurden die Presseäusserungen zu den jährlich wiederkehrenden St. Jakobs-Feiern, zu den Novemberfeiern des

- Grütli-Vereins, zu den 1. August-Feiern von 1891 und 1899, zur Basler Vereinigungsfeier von 1892 und zum Basler Bundesjubiläum von 1901. – Vgl. auch Hans Trümpler, Die «Novemberfeiern» der Grütlianner. In: Gesellschaft und Gesellschaften. Festschrift für Ulrich Im Hof. Bern 1982. S. 341–368. Sowie Beat Junker, Die Bundesfeier als Ausdruck nationalen Empfindens in der Schweiz um 1900. In: Geschichte und Politische Wissenschaft. Festschrift für Erich Gruner. Bern 1975. S. 19–32.
- 2 Der *Basler Arbeiterfreund* sprach sich 1891 dagegen aus, dass die St. Jakobs-Feier wegen des Eisenbahnunglücks von Münchenstein abgesagt werden solle: «Wir sind mit der Verminderung der Festanlässe an sich sehr einverstanden, glauben aber, die Verminderung sollte bei den kostspieligen Festen gesucht werden und nicht gerade bei einem solch' einfachen, den Geldbeutel kaum in Anspruch nehmenden Feste wie die St. Jakobs-Feier.» (Ausgabe vom 1. August 1891).
  - 3 Nach den neuesten sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen erstaunt die Teilnahme der jungen Sozialdemokratie an den vaterländischen Veranstaltungen nicht: Zunächst periphere Bewegungen neigen weniger dazu, die Institutionen des etablierten Zentrums zu beseitigen als sie zu belassen, aber zu okkupieren und auf diese Weise ihre eigene Existenz zu bekräftigen. Vgl. etwas S.N. Eisenstadt, Tradition, Wandel und Modernität. Frankfurt a. M. 1979 (dt. Übersetzung).
  - 4 «Die Genossen selbst sollen nicht, wie dies leider schon oft zum Schaden unserer Sache der Fall gewesen, Zuschauer, sondern Theilnehmer des Zuges sein. Wenn Alle nur den Festzug anschauen wollen, dann gibt es keinen Festzug! Also seien die Genossen ihrer Pflicht eingedenk!» (*Basler Arbeiterfreund* vom 1. August 1891). Unmittelbar darunter erklärte das Blatt dagegen, der Arbeiterbund beteilige sich seit zwei Jahren nicht mehr an der offiziellen St. Jakobs-Feier und werde es auch inskünftig nicht tun, solange er nicht Satisfaktion erhalte für das Unrecht, 1889 «in frivoler Weise» wegen seiner roten Fahne angegriffen worden zu sein. Zu einem ähnlichen Vorkommnis anlässlich der St. Jakobs-Feier 1868 vgl. Wilfried Haeblerli, Der erste Klassenkampf in Basel (Winter 1868/69) und die Tätigkeit der Internationalen Arbeiter-Association (1866–1876). In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 64 1964. S. 145f.
  - 5 Zum Beispiel *Vorwärts* vom 28. August 1897. (Der *Vorwärts* ist seit 1893 das Nachfolgeorgan des *Basler Volksfreundes*.)
  - 6 *Basler Arbeiterfreund*, 14. November 1891.
  - 7 *Vorwärts* vom 22. August 1894.
  - 8 *Vorwärts* vom 26. August 1896, «Gedankenspähne bei Anlass der St. Jakobs-Schlachtfeyer, den schweizerischen Lohnarbeitern gewidmet», J. M. – Gute zwei Jahrzehnte später unterzog Robert Grimm diese Rückgriffe einer rigorosen Kritik, weil er in ihnen weniger einen Stimulus für neue Freiheitskämpfe und eher eine einschläfernde Droge sah: «So gelingt es, eine Tradition grosszuziehen, die einer schmetternden Freiheitsfanfare gleicht, das Geschichtsbild mystisch verklärt, es mit dem Hauch der Gottähnlichkeit umgibt und im biderben Schweizer Patrioten jenes berauschte Selbstgefühl weckt, das ihn die Unfreiheit und Knechtschaft der Gegenwart in dem Masse vergessen lässt, als er sich in die ersten Freiheitskämpfe der Vergangenheit versenkt und sein staatsbürgerliches Glück in demutsvoller Ehrfurcht vor den Altvordern statt im eignen Wohlergehen.» (Geschichte der Schweiz in ihren Klassenkämpfen. Bern 1920. Neuauflage: Zürich 1976. S. 8).
  - 9 *Vorwärts* vom 26. August 1899; Leitartikel, der zunächst ausführlich die Schilderung von Wilhelm Wackernagel aus dem Jahr 1844 wiedergibt und dann abschliessend eben Karl Dändliker das Wort überlässt. – Daneben gab es freilich schon früh auch das Bestreben, den personalistischen Heldenkult abzubauen. Vgl. etwa Karl Bürklis Artikelserie «Unsere fingierten Helden» (*Tagwacht* 1874), die das Volk als den wahren Helden feierte, aber einen alten durch einen neuen Mythos ersetzte. Die alteidgenössischen Mythen wurden nicht nur von sozialde-

- mokratischer Seite in Frage gestellt. Bürkli zum Beispiel konnte sich mit seiner 1886 erschienenen Arbeit «Der wahre Winkelried» auf Vorarbeiten bürgerlicher Historiker abstützen.
- 10 *Vorwärts* vom 28. August 1894, Eugen Wullschleger. – Eher ungnädig wurde dagegen die Festrede von Pfarrer Rothenberger aufgenommen, weil sie sich gegen das «gottentfremdete Evangelium einiger atheistischer Propheten» wandte. Denn an beide Seiten des Klassenkampfes gerichteten Anruf, mehr Vertrauen und gegenseitiges Entgegenkommen zu zeigen, hielt das Blatt die Bemerkung entgegen: «Gerednert, gesungen und verklungen. Die *Thaten* werden uns dies demnächst wieder lehren.» (*Vorwärts* vom 28. August 1896). Und fünf Jahre später, als Bundespräsident Brenner am eidgenössischen Schützenfest erneut vom sozialen Ausgleich sprach, den herbeizuführen des neuen Jahrhunderts vornehmste Aufgabe sei, konnte man im *Vorwärts* vom 11. Juli 1901 die Bemerkung lesen: «Es ist gut, dass wir noch Feste haben, um hie und da das Verdingkind «Socialreform» sonnen zu können.»
  - 11 *Vorwärts* vom 15. August 1894, ein aus dem *Bündner Volksmann* übernommener Artikel.
  - 12 *Basler Arbeiterfreund* vom 25. Juni 1892. – Vgl. auch: Basler Vereinigungsfeier 1892. Offizieller Festbericht. Basel 1892. 178 S.
  - 13 Wenn das Fest von 1892 durch die Feste von 1891 massgeblich angeregt worden ist, dann bereits durch die Vorbereitungen auf das gesamtschweizerische Jubiläum. Der Gedanke, 1892 eine Vereinigungsfeier zu begehen, wurde erstmals öffentlich im Februar 1890 ausgesprochen, eine erste Sitzung fand auf Veranlassung des Verkehrsvereins im März 1891 statt.
  - 14 Georg Kreis, Der Triumph des 1. Mai. Zur Officialisierung des Arbeiter Feiertages im Jahre 1923. In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde Bd. 84, 1984. S. 207–236.
  - 15 Festspielautor war der damalige Regierungsratssekretär und spätere Staatsarchivar Rudolf Wackernagel, Halbbruder des im Zusammenhang mit der St. Jakobs-Feier von 1844 erwähnten Wilhelm Wackernagel. Er verfasste auch die Festspieltexte zur Arnold-Blöcklin-Feier von 1897 und zur Bundesfeier von 1901.
  - 16 *Basler Arbeiterfreund* vom 9. Juli 1892.
  - 17 *Basler Arbeiterfreund* vom 16. Juli 1892.
  - 18 *Vorwärts* vom 1. und 2. Juni 1901. – Vgl. auch: Offizieller Fest-Bericht der Basler Bundesfeier 1901. Basel (1901). 277 S.
  - 19 *Vorwärts* vom 9. und 10. Juni 1901. Eine spezielle «Volksaufführung» scheint nicht durchgeführt worden zu sein.
  - 20 *Vorwärts* vom 12. Juli 1901. Die Freude an den schönen Kostümen verband sich mit einem Bedauern, dass die heutigen Kleider trotz der hochentwickelten Färberei so prosaisch seien.
  - 21 *Vorwärts* vom 13. Juli 1901. Der erste Teil des von W. Arnold verfassten Gedichts lautet: «Der Kranz der Schweizer Eidgenossen ist geschlossen, Die Marken sind gesteckt mit vielen bunten Pfählen, Doch harret jenseits ein grosses Heer noch von Genossen, Von Freiheitsdrang beseelt – wer wollte es verhehlen?»
  - 22 *Vorwärts* vom 16. Juli 1901.
  - 23 *Vorwärts* vom 22. Juni und 17. Juli 1901.
  - 24 Zum Beispiel *Vorwärts* vom 12. und 13. Juli 1901.
  - 25 *Vorwärts* vom 23. Juni 1901. Der Artikel schloss mit dem Aufruf: «Ihr Gerupften, seht, wie es gemeint ist, haltet zusammen mit euern Arbeitsbrüdern, tretet in die Organisation!»
  - 26 *Vorwärts* vom 2. August 1901.
  - 27 Verfasser: N. Allmend.
  - 28 *Basler Arbeiterfreund* vom 1. August 1891. Vgl. auch die Zitate aus dem gleichen Artikel in Anm. 2 und 4.
  - 29 *Vorwärts* vom 26. Juli, 4. und 11. August 1899.